

Ist die Labour Party wirklich eine "Systempartei"?

Autor(en): **Brügel, J.W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **34 (1955)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-347027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Frist anzupacken und zu lösen ist. Es ist eine Weltorganisation ins Leben zu rufen, die eine Weltwährung schafft, die eine bessere und höhere Wirtschaftsform ermöglicht. — Sie muß die Erkenntnis verwirklichen: einem arbeitswilligen Volk kann es niemals an Geld fehlen, denn Geld ist nur eine Anweisung, ein Vorschuß auf diesen Arbeitswillen. Es ist ein Unfug, wenn es auf dieser reichen Erde Armut, Krisen gibt, nur weil es an Geld fehlt.

Es wäre zweck- und sinnlos, hier erörtern zu wollen, was im einzelnen die Aufgabe einer solchen Weltorganisation ist, wie die von ihr ins Leben zu rufende oder zu ermöglichende tauglichere Wirtschaft zu funktionieren hätte. Alles wäre erreicht, wenn sich die Welt darüber klar würde: Wenn wir nicht in einer Katastrophe untergehen wollen, dann tut eines not: die Reform der Wirtschaft! — Wenn man sich «auf höchster Ebene» zu dieser Einsicht bekennen wollte, dann wäre die Voraussetzung für die Bildung eines Willens gegeben, der alle jene Kräfte mobilisierte, die fähig und imstande sind, Ost und West zu einen, aus der Sackgasse dieser Gegenwart hinauszuführen und eine geistige Atmosphäre zu schaffen, in der Wirtschaft und Ethos keine so furchtbaren Widersprüche mehr bildeten.

J. W. BRÜGEL

Ist die Labour Party wirklich eine «Systempartei»?

Bemerkungen zu einem Buch

Robert Trelford *McKenzie* ist ein kanadischer Sozialist, der als Dozent an der «London School of Economics and Political Science» wirkt. Das Buch, das seinen Namen mit einem Schlag weit über die Fachkreise hinaus bekanntgemacht hat und das bald auch in deutscher Sprache veröffentlicht werden soll (R. T. McKenzie, *British Political Parties*, London 1955), verrät kaum etwas über die politische Einstellung des Verfassers, der hier mit einer außerhalb der angelsächsischen Welt nicht anzutreffenden Objektivität Dinge beschreibt und kritisch bespricht, ohne je Partei zu ergreifen. McKenzies Buch ist eine auf jahrelangem Quellenstudium und engster Vertrautheit mit der Materie aufgebaute und höchst anregend geschriebene Studie über den Aufbau, die Organisation und die Wirksamkeit der beiden allein ins Gewicht fallenden politischen Parteien der britischen Insel, der Konservativen Partei (offiziell: National Union of Conservative and Unionist Associations) und der Labour Party. (Ein kurzer Anhang ist den Liberalen gewidmet.) Worauf es dem Autor hauptsächlich ankommt, ist im Untertitel seines Buches ausgedrückt: «Die

Machtverteilung innerhalb der Konservativen Partei und der Labour Party.» Seine Darstellung des Werdens und Wachsens der beiden politischen Bewegungen dient ihm vor allem dazu, die Unterlagen für seine Untersuchung darüber herbeizuschaffen, wie in den beiden Parteien das Problem der Führerschaft im Verhältnis zur Gefolgschaft geregelt ist oder, mit anderen Worten, inwieweit die interne Demokratie verwirklicht ist, zu der sie sich beide bekennen. Bei seinen Untersuchungen kommt er zu Schlußfolgerungen, die zumindest sozialistische Leser überraschen müssen.

Wenn das Wort nicht durch die Erfahrungen der letzten dreißig Jahre so in Verruf geraten wäre, könnte man sagen, daß bei den Konservativen das «Führerprinzip» gilt. McKenzie zeigt in äußerst packender Weise, wie die sieben «Leader», die die Konservativen seit 1880 hatten, an die Macht gelangten. In keinem einzigen Fall erfolgte das auf Grund einer normalen demokratischen Entscheidung zwischen mehreren Kandidaten (Edens Aufstieg zur Parteiführung im Jahre 1955 ist in die Betrachtungen des Verfassers noch nicht einbezogen). Es war immer eine «Wahl» im Wege einer Proklamation — und der einmal «gewählte» Führer ist der Partei gegenüber auch formal nicht verantwortlich. Er bestellt, wie es scheint selbstherrlich, die Parteifunktionäre. So hat *Eden* erst kürzlich einen im öffentlichen Leben des Landes nahezu unbekanntem Mann namens Oliver Poole zum Vorsitzenden der Parteiorganisation ernannt. Der konservative Parteiführer, ob er nun das Amt des Premierministers innehat oder das Amt — es ist ein vom Staat besoldetes Amt — eines Leaders der Opposition Ihrer Majestät ausübt, ist an keine Parteibeschlüsse gebunden und nimmt keine entgegen. Das wird noch dadurch unterstrichen, daß dieser Führer dem alljährlichen Parteitag bewußt fernbleibt und erst nach dessen Abschluß erscheint, um in einer öffentlichen Versammlung *seine* Programmrede zu halten.

Ganz anders steht es bei der Arbeiterpartei. Wieder möchte man die Sachlage mit einem Schlagwort charakterisieren, wenn dieses nicht nach Stalins Tod einen ironischen Beigeschmack erhalten hätte: die «kollektive Führung». Die alljährlich tagende Parteikonferenz legt die Grundsätze der Politik der Partei nieder und wählt die leitenden Parteifunktionäre. Das Organ zur Ausführung der Beschlüsse ist die Parlamentsfraktion, auch wenn diese zum Parteitag in keinem formellen Verhältnis der Unterordnung steht. McKenzie hat es nicht schwer, nachzuweisen, daß widersprechende Erklärungen für die Natur der Beziehungen zwischen den beiden Körperschaften gegeben wurden. Die Parlamentsfraktion wählt ihre eigene Leitung und wählt den «Leader», zumindest in Oppositionszeiten, alljährlich neu. Keine statutarische Bestimmung hindert sie daran, ihn nach Jahresfrist durch einen anderen zu ersetzen; nur wenn die Partei die Regierung bildet, entfällt aus naheliegenden Gründen die regelmäßige Wiederwahl oder Neuwahl. Auf dem Papier besteht die wei-

testgehende politische Demokratie mit allen Möglichkeiten, die Parteiführung zu stürzen und durch eine andere zu ersetzen.

Die Hauptthese von McKenzie, die er auf mehr als 600 Seiten auseinandersetzt, ist nun die Behauptung, daß alles das *nur* auf dem Papier steht. Er weist nach, daß es bei den Konservativen mit der Allgewalt des Führers nicht so arg ist und daß auf der Labourseite bei weitem nicht, um es auf eine kurze Formel zu bringen, «alles Gold ist, was glänzt». Von den sieben Führern der Konservativen zwischen 1881 und 1954 sind drei durch innere Revolten gestürzt worden — der Fall, den die Menschen auch heute noch am ehesten in Erinnerung haben dürften, war die Ersetzung des katastrophal unfähigen und heillos kompromittierten Neville *Chamberlain* im Mai 1940 durch Winston *Churchill*. Ihn hat eine Palastrevolution innerhalb der Partei hinweggefegt, als jedermann sehen mußte, daß die Warnungen des Churchill-Flügels berechtigt gewesen waren. Aber die Palastrevolution, die innerparteiliche Intrige allein, hätte kaum Erfolg gehabt, wenn die öffentliche Meinung sie nicht unterstützt hätte. In diesem ziemlich offenkundigen und in vielen andern Fällen, in denen es weniger deutlich war, hat sich gezeigt, daß auch die konservativen Stimmungen und Strömungen innerhalb der Bevölkerung Rechnung tragen müssen.

Bei den Sozialisten hat es lange gedauert, bevor man die Notwendigkeit einsah, einen leitenden Repräsentanten der Bewegung in dem wichtigsten Feld politischer Betätigung, im Unterhaus, zu besitzen. Neben ihm, dem «Leader», verblaßt die Stellung des jeweiligen Parteivorsitzenden, das heißt des Vorsitzenden des Parteivorstandes. Bei ihm ist Wiederwählbarkeit nach Ablauf der einjährigen Funktionsperiode ausgeschlossen, wodurch schon angedeutet wird, daß dem Amt keine besondere politische Bedeutung beikommt. Mit dem Hineinwachsen der Partei ins politische Getriebe des Landes wuchs die Bedeutung des Führers der Parlamentsfraktion, und solche hat es bisher, wenn man von unwichtigen Übergangsperioden absieht, nur zwei gegeben. Ramsay *McDonald*, der als eine große Hoffnung begann und sowohl menschlich als auch politisch als furchtbare Enttäuschung endete, und Clement *Attlee*, in dem im Anfang niemand etwas anderes als einen Verlegenheitskandidaten sah und der sich sowohl menschlich als auch politisch weit über alle in einen Parteiführer gesetzten Erwartungen bewährte. McKenzie zeigt nun, wie überragend und fast unangreifbar die Stellung des Leaders geworden ist, auch wenn er sich in Oppositionszeiten immer zur Wiederwahl stellen muß. Als nach dem Wahlsieg 1945 Attlee zur Regierungsbildung berufen wurde, hat er dieser Berufung Folge geleistet, ohne sich die formale Zustimmung seiner Partei dazu zu holen. Die Regierung hat er nach eigenem Gutdünken zusammengestellt und nach Bedarf wieder verändert. Wenn die Partei in Opposition ist, bildet der gewählte zwölfgliedrige Fraktionsvorstand nach einem unge-

schriebenen Gesetz das «Schattenkabinett», aber wenn sie an der Macht ist, ist Mitgliedschaft im Fraktionsvorstand keine Anwartschaft auf ein Regierungsamt. (Wenn die Konservativen in Opposition sind, *ernennt* der Leader das Schattenkabinett.) Daß sich die Arbeiterregierung der Labourfraktion im Unterhaus gegenüber je verantwortlich gefühlt oder daß sie ihr über ihre Absichten systematisch berichtet hätte, läßt sich aus dem gedruckten und ungedruckten Material, das der Verfasser mit Bienenfleiß durchgeackert hat, nicht nachweisen. Daß der überragende Einfluß der großen Gewerkschaften mit ihren «Blockstimmen» außerdem noch dazu beitragen kann, die Durchsetzung eventueller Forderungen der Einzelmitgliedschaft der Partei nach personellen und politischen Änderungen am Parteitag zu verhindern, gehört auf ein anderes Blatt. Wer in der eigenartigen föderativen Struktur der britischen Arbeiterpartei undemokratische Elemente entdecken will, darf nicht übersehen, daß auch eine gewisse Stabilität ein Erfordernis der Demokratie ist. Sie mag sich manchmal als fortschritthemmend erweisen, aber die Sphäre der Sicherheit, mit der die Blockstimmen der Gewerkschaften die Parteiführung umgeben, ist zugleich auch ein Schutz gegen stimmungsmäßige Schwankungen, die in einem Jahr vergessen sein können, aber unermesslichen Schaden anzurichten in der Lage sind, falls man sie sich völlig ausleben läßt. Übrigens können jene, denen die Heftigkeit der Auseinandersetzungen innerhalb der Labour Party in den letzten Jahren überraschend kam, McKenzies Darstellung entnehmen, daß es damit nicht besser war, als Labour noch keinerlei Einfluß besaß. So hat der Gewerkschaftsführer Ben *Tillett*, einer der Gründer der Partei, schon im Jahre 1908 in einer eigenen Broschüre die Parlamentsfraktion in einer Weise angegriffen, die auf dem Kontinent kaum möglich wäre.

McKenzies Schlußfolgerungen scheinen in folgenden zwei Sätzen enthalten zu sein: «Durch seine Haltung sowohl als Premierminister als auch als Ex-Premierminister hat Attlee mehr als jeder andere der Partei dazu geholfen, sich den Realitäten der politischen Macht anzupassen, wie sie im britischen Regierungssystem auf der höchsten Ebene funktioniert. Unter seiner Führung hat sich die Arbeiterpartei fast unbewußt dazu bereitgefunden, ein Prinzip der Parteiführung anzunehmen, das sich in den Grundzügen von dem in der Konservativen Partei wirksamen nicht unterscheidet.» Dem ersten Satz kann man zustimmen, dem zweiten kaum.

Die Frage lautet also, ob die britische Arbeiterpartei zunächst die loyale Opposition Ihrer Majestät oder zunächst die nach einer neuen Welt verlangende und um sie kämpfende Vertretung der Interessen der arbeitenden Menschen ist. Ist das Schmähwort «Systempartei», das ein Goebbels-Argument gegen die «Weimarer» Parteien war, wenn man sich den ordinären Unterton wegdenkt, im Falle der Labour Party berechtigt? McKenzie scheint das fast

zu bejahen, wenn er die politische Situation folgendermaßen beschreibt: «Zwei große monolithische Organisationen stehen einander jetzt gegenüber und führen miteinander wütende Polemiken über die verhältnismäßig unbedeutenden Dinge, die sie voneinander trennen.» Kein Zweifel, daß dieser Eindruck oft entstehen kann, wenn man nur das parlamentarische Getriebe betrachtet. Kein Zweifel auch, daß sich die Arbeiterpartei in den letzten Jahrzehnten gewaltig gewandelt und den Realitäten angepaßt hat, wie es McKenzie sagt. Aber nur, wer formalem Denken verhaftet bleibt, kann über der Form den Inhalt übersehen. Der demokratische Charakter der Labourbewegung wird nicht durch den Umstand bestimmt, ob und wie viele Beschlüsse von der Führung mißachtet wurden, sondern dadurch, daß es sich um eine Partei mit einer Massenbasis handelt, die oft sehr empfindlich auf augenblickliche Stimmungen oder eingewurzelte Vorurteile zu reagieren gezwungen ist, oft stärker, als es sich mit noch so skizzenhaft niedergelegten Parteigrundsätzen vereinbaren läßt. «Wenn zwei das gleiche tun, so ist es nicht das gleiche»: diese Lebensweisheit der alten Römer gilt auch in bezug auf die angeblichen Gemeinsamkeiten zwischen Konservativen und Sozialisten. Labour ist eine Massenpartei, während sich die Konservativen als eine Partei der Elite betrachten. Wenn sie in den letzten Jahren stärker nach einer Massenbasis suchen, ist das ein Versuch der Anpassung an die moderne demokratische Atmosphäre, deren Entstehen wenn auch nicht ausschließlich, so doch zum größten Teil auf das Eindringen der sozialistischen Massenbewegung in das traditionelle politische Gefüge zurückzuführen ist. Es haben sich also beide Parteien gewandelt, und es sind beide im Wesen doch das geblieben, was sie waren.

Der Autor scheint sich an manchen Stellen seines Werkes der Einwände gegen seine Argumente bewußt zu sein, ja sie sich geradezu zu eigen zu machen, zum Beispiel dort, wo er sich gegen die Theorie von dem «eisernen Gesetz der Oligarchie» wendet, die der deutsche Soziologe Robert *Michels* zuerst in seinem Buch «Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie» (1911) entwickelt hat und die den Parteien einen unwiderstehlichen Zwang zur Verfolgung oligarchischer Tendenzen nachsagt. Wenn er aber dann sagt, die Aufgabe der Wählerschaft sei nicht, «selbst zu Entscheidungen über bestimmte politische Probleme zu gelangen, sondern darüber zu befinden, welche von zwei oder mehr miteinander in Wettbewerb stehenden Gruppen potentieller politischer Führer die Entscheidungen treffen soll», wird man ihm als Sozialist wieder kaum folgen können. Sicherlich hat die Wählerschaft außerhalb des Bereichs der Referendumsdemokratie die strittigen Fragen nicht direkt zu entscheiden, sondern sie betraut bei Wahlen jene, die sie zu Recht oder Unrecht für Sachwalter ihrer Interessen hält, mit der Entscheidungsgewalt. Dabei mögen die Aussichten der einen oder der anderen Gruppe sich dadurch verbessern, daß ihre Kandidaten sich vom Gesichtspunkt der

gesamten Wählerschaft als besonders geeignet präsentieren. Trotzdem würde Churchill, wenn er in einem Arbeiterwahlkreis kandidierte, gegen jeden noch so mittelmäßigen Labourkandidaten durchfallen, und Attlee würde das gleiche passieren, falls er sich entschlösse, in einem Luxusviertel um die Gunst der Wählerschaft zu werben. Es geht also nicht so sehr darum, *wer* überhaupt entscheidet, sondern darum, was den *Inhalt* der zu treffenden Entscheidungen bilden soll.

R. T. McKenzie hat sich durch sein Buch, das man heute schon als Standardwerk ansprechen kann und das noch viele andere wertvolle Angaben (zum Beispiel über Parteiorganisation, Finanzen usw.) enthält, die hier nicht einmal gestreift werden konnten, über Nacht ein ganz ungewöhnliches Prestige erworben. In früheren Zeiten wäre der Verfasser eines solchen Werkes, das sich natürlich bloß an eine politisch und an der Politik als Wissenschaft interessierte Leserschaft wendet, nur in Kreisen der Akademiker bekannt geworden. Es gibt aber jetzt kaum eine politische Diskussion im Radio oder in ernstesten Zeitschriften, die auf McKenzies Beitrag verzichten würde. Der deutsche Dienst des Londoner Rundfunks hat ihn seine Gedanken in nicht weniger als sechs langen Vorträgen vor einer deutschen Hörschaft entwickeln lassen. Millionen englischer Fernsehteilnehmer ist er gut bekannt, seit er in der Nacht nach den letzten Wahlen die einlangenden Wahlergebnisse fortlaufend kommentierte. Er verdient, daß man nachdrücklich auf sein Buch aufmerksam macht, das allerdings ohne Kenntnis der obigen einschränkenden Bemerkungen leicht mißverstanden werden könnte.

J. WANNER

Schiller und die soziale Frage

Die Heldenhaftigkeit und die Wahrhaftigkeit in Schillers Gesinnung war kaum je umstritten. In unablässiger Arbeit bewies er den Adel des Charakters. Mensch sein hieß für ihn Kämpfer sein. Er selber kämpfte sich ein ganzes hartes Leben zum wahren Menschensein durch. Viele Jahre lang rang er mit Not und Entbehrung aller Art, um als gereifter Mann, der in Weimar endlich einen festen Herd gewonnen hatte, unausgesetzt gegen tückische Krankheit anzukämpfen. Seinem nie rastenden Geist rang er bis zum letzten Atemzug unsterbliche Werke ab. Trotz seinen vielfach ungünstigen Lebensbedingungen, trotz Verfolgung, Verkennung und tiefsten Enttäuschungen hat er in nie verzagender Bemühung Bedeutendes, ja Unvergängliches geschaffen. In unserer nüchternen Zeit, in einer Epoche, da Mord, Haß, Terror und Gewalt triumphieren oder doch vorherrschen, geht bei den meisten Menschen der Sinn für